

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

276 (26.11.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 276

Nr. 47

Samstag, den 26. November

1927

Wilhelm Heinrich Riehl

Von Dr. Th. Maus

Nach den vielen Erschütterungen, die im Gefolge des Krieges über uns hereingebrochen sind, und den vielen Anfeindungen, die gerade Deutschland von außen über sich ergehen lassen mußte, neigt man wieder mehr dazu, sich auf die inneren, eigenen Wesenheiten von Land und Volk zu beginnen. Man versenkt sich gerne in Bild und Seele von Landschaft und Stamm, in Sitte und Brauch, Kunst und Sprache, Arbeit und Wirtschaft unseres vielgestaltigen Bodens. Auch in der Schule wird heute Volkstum im Unterricht verlangt. „Folklore“ ist ein breites Wissensgebiet geworden. Da darf eines Mannes nicht vergessen werden, der schon vor Jahrzehnten sich mit diesen Fragen beschäftigte, der der eigentliche Altmeister der deutschen Volks- und Landeskunde geworden ist: Wilhelm Heinrich Riehl. Dieser Schriftsteller ist ein echtes Kind der deutschen Heimat geworden; von der heimatischen Erde aus würde seine Kunst immer neu belebt und angeregt.

Seine Wiege stand in Wiebich, dem ehemaligen Nassauischen Residenzstädtchen; hier wurde er am 6. Mai 1823 als Sohn eines herzoglichen Schlossverwalters geboren. Der Knabe lernte früh aus eigener Anschauung das Treiben an kleinen Fürstentümern kennen, daher auch die treffenden Bilder, die er von der Hofluft entwirft. Wiebich gab ihm noch mehr durch seine Lage: den Rhein und den gesegneten Rheingau, die Nähe des alten goldenen Mainz und der Bäderstadt Wiesbaden. Nachdem seine Schulzeit auf dem Nassauischen Landesgymnasium zu Weilburg ihr Ende gefunden hatte, zog der junge Student, zwar arm an Geld, aber stolzen, aufrechten Sinnes auf die Universität nach Marburg, Tübingen, Gießen und Bonn, um Redakteur zu werden. Im Jahre 1847 ging er nach Karlsruhe als Mitredakteur der „Karlsruher Zeitung“, die er mit Giehrne redigierte; mit dem Abgeordneten Christ leitete er auch den „Badischen Beobachter“, zu dem er den größten Teil des Inhalts selbst beisteuerte; auch die Kammerverhandlungen schrieb er eigenhändig nach. Mit Beginn der Märzrevolution 1848 kehrte er in die Nassauische Heimat zurück.

Der Freiherr von Cotta gewann die junge Arbeitskraft für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“. Von 1851–54 verlebte er in Augsburg eine glückliche Zeit. Eine fesselnde Studie über die Stadt Augsburg erschien später in seinen „Kulturstudien aus 3 Jahrhunderten“ (1858). Riehls journalistische Tätigkeit in den Beilagen der Zeitung und seine sozialwissenschaftlichen Abhandlungen lenkten die Aufmerksamkeit des bayerischen Königs Maximilian II. auf ihn, er berief ihn nach München und übertrug ihm eine Universitätsprofessur in der staatswissenschaftlichen Fakultät. Mit Paul Heyse und Geibel gehörte er zu den engeren Freunden des Königs Max, dem er in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfe“ ein Denkmal gesetzt hat. Als er am 16. November 1897, also vor 30 Jahren, in München starb, hatte ein arbeitsreiches Gelehrten- und Forscherleben sein Ende erreicht.

Riehl war ein Gelehrter ganz eigenen Gepräges. Das Nützlichste für seine schriftstellerischen Arbeiten holte er sich weniger aus der engen Studierstube, sondern aus dem offenen weiten Buch, wie es die Welt und Natur ihm darbot; er erwanderte sich die Kenntnisse; seine Bücher geben ein bereites Zeugnis davon, vor allem sein Hauptwerk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“; in vier Bänden (1851–69) gliederte er sein System: „Land und Leute — Die bürgerliche Gesellschaft — Die Familie — Das Wanderbuch“. Voll frischer Anschaulichkeit weiß der Forscher in die mannigfaltigen Beziehungen des deutschen Volkstums einzudringen; die Volkstum sucht ihren Mittelpunkt in der Idee der Nation, die Riehl charakterisiert als „ein durch Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung verbundenes Ganze. Das sind die vier großen S, der Grund alles lebendigen Lebens“, innig verwachsen und gegenseitig sich bedingend. In der Ungleichheit der Stände sieht Riehl ein Naturgesetz, der Ausgleich in den Standesunterschieden soll sich dadurch vollziehen, daß jede Volksklasse an ihrem Blase ihre Standespflichten aufs gewissenhafteste erfüllt. Eine besondere Vorliebe hegt er für den Bauernstand, für seine knorrige Eigenart und seine Verbundenheit mit der Scholle; er berührt sich darin mit einem andern großen deutschen Publizisten, mit dem Osnabrücker Justus Möser. — Die Familie ist der „Urgrund aller organischen Gebilde in der Volkspersonlichkeit“, in ihr verkörpert sich „die erhaltende, sittigende und vermittelnde Macht“ in den Sitten des Hauses verjüngt sich das staatliche und gesellschaftliche Leben. Was Riehl in seinem Buche „Die Familie“ geschrieben hat, könnte man als Idyll des deutschen Hauses bezeichnen; hier wird der Sozialpolitiker fast zum Dichter.

Riehls Lebensjahre fallen in eine politisch und wirtschaftlich bewegte Zeit; das Zeitalter der Postkarte wird

abgelöst durch das Heraufkommen der Maschine und Technik. Der Industrialismus wird mehr und mehr zu einer sozialen Macht. Dies aufzuhellen und die Zeichen der Zeit zu deuten, ist der Sinn seines Werkes „Die deutsche Arbeit“ (1861).

Vom Sozialpolitiker zum kulturhistorischen Schriftsteller war für Riehl bei seiner starken geschichtlichen Einstellung nur ein Schritt; als künstlerische Form für seine Studien der deutschen Vergangenheit wählte er sich die kleine, in sich abgerundete Novelle; er gehört zu den Meistern der kulturgeschichtlichen Novellistik. In zahlreichen Sammlungen veröffentlichte er 50 Novellen, in denen er fast tausend Jahre deutscher Geschichte vorüberziehen läßt. Die historische Szene gestaltete er frei mit erfundenen Personen. „Die Luft, worin die erdichteten Personen atmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts; die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage. Dies nenne ich kulturgeschichtliche Novellistik.“ Mag der Stil auch manchmal etwas langsam und nüchtern dahingleiten, er hat viel von der Kunst des deutschen Holzschmittes an sich, von der Art Ludwig Richters, an den er einmal schreibt, sein höchstes Ziel bestehe darin, außen grob und inwendig fein zu sein, außen sparsam und innen reich; dann fährt er fort: „gar oft suchte ich mich beim Erzählen in rechtem Maß und Ton zu halten durch einen Blick auf ihre Holzschmittblätter.“ Richter offenbart in seinen Bildern das Schlichte und Feste, das Sinnige und Keine, das gleiche schwebt Riehl in seinen Novellen vor. Mit dem Maler des deutschen Hauses liebt er den Humor und frommen Sinn. Wie Riehl seinen Schriftstellerberuf auffaßt, zeigt am besten folgende Stelle: „Gute Menschen zu erheben, indem wir sie erheitern, bleibt doch die erquickendste und liebenswürdigste Aufgabe des schaffenden Mannes in Schrift sowohl wie in der Kunst.“

Wer solche Ziele verfolgt, darf Anspruch darauf erheben, auch heute noch gelesen zu werden. Das deutsche Volk sollte zu seinen Schriften greifen, denn fürs Volk hat er geschrieben.

Ändert sich unser Klima?

Von Dr. P. Mübner, Geophysikalisches Institut der Universität Leipzig

Unser Wetter hat sich gegenüber früheren Zeiten geändert. Ältere Leute erzählen gern von den strengen Wintern mit ihren langen Frostperioden und langanhaltender Schneedecke, die sie in ihrer Jugend erlebt haben. Da gab es reichlich Gelegenheit zu Eislauf und Rodelfahrt, auch im Tieflande, während man in den letzten Jahren Wintersport fast nur noch im Gebirge betreiben konnte. Solche strenge Winter waren z. B. in den Jahren 1870/71, 1879/80, dann folgte eine weitere Reihe ziemlich strenger Winter in den Jahren 1885/1895. Viel strenger noch waren die Winter in der Zeit von 1788/1845. Es gab in diesen 58 Jahren 17 sehr strenge Winter, in den 61 Jahren von 1846/1916 dagegen nur 6. Die Zahl der milden Winter hat besonders seit 1900 stark zugenommen.

In den Sommertemperaturen macht sich ebenfalls eine Änderung bemerkbar, wenn auch nicht so ausgesprochen, wie bei den Wintern. Die Sommer waren in den letzten Jahren vielfach etwas kühler, als dem Durchschnitt entsprechen würde.

An Hand einwandfreien Beobachtungsmaterials läßt sich jedenfalls nachweisen, daß sich vielerorts der allgemeine Witterungscharakter, das Klima, in den letzten Jahrzehnten geändert hat. Es fragt sich nun, ob diese Änderungen, die man in verschiedenen Erdteilen beobachtet, in einer bestimmten Richtung fortschreiten, oder ob es sich dabei nur um vorübergehende Erscheinungen, um Schwankungen, um eine Mittellage herum handelt. Gehen wir einer neuen Eiszeit entgegen, steht uns eine Zeit tropischer Wärme bevor, oder werden auch in Zukunft ungefähr die gleichen klimatischen Verhältnisse weiter bestehen?

Um dieser Frage näher treten zu können, müssen wir die Witterungsgeschichte der letzten Jahrtausende in Betracht ziehen. Hat es in früheren Zeiten ähnliche anormale Verhältnisse gegeben, oder ist das, was wir gegenwärtig beobachten, etwas einzig dastehendes?

Leider stehen uns zur Beantwortung dieser Frage exakte Beobachtungen der einzelnen Witterungselemente nicht zur Verfügung. Die längsten Beobachtungsreihen reichen nicht viel über 200 Jahre zurück. Für weiter zurückliegende Zeiten können direkte Angaben nur aus alten Schriftstücken entnommen werden, in denen sich mancherlei gelegentliche Aufzeichnungen über besonders auffällige Witterungserscheinungen finden. Es geht aber aus diesen in alten Urkunden verstreuten Bemerkungen mit aller Deutlichkeit hervor, daß auch in früheren Zeiten mitunter recht anormales Wetter bestanden hat.

Schriftliche Aufzeichnungen über Witterungsverhältnisse vergangener Zeiten sind jedoch vielfach recht mangel-

haft und vor allem sehr unvollständig. Glücklicherweise läßt sich auf indirektem Wege ein ziemlich vollständiges Bild der klimatischen Bedingungen der letzten Jahrhunderte gewinnen. Die Natur selbst hat alles gewissenhaft registriert, es ist nur nötig, ihre Aufzeichnungen zu lesen.

Großartige Klimaregistrierinstrumente sind z. B. die Bäume. Es ist bekannt, daß man das Alter eines Baumes aus der Zahl seiner Jahresringe bestimmen kann. Bei genauerem Zusehen findet man, daß diese Wachstumsringe von sehr verschiedener Stärke sind. In einzelnen Jahren sind sie äußerst schmal, in den anderen breit. Die Größe des Wachstums ist naturgemäß von der Güte der jeweiligen Lebensbedingungen abhängig. Vergleiche mit gleichzeitigen Witterungsbeobachtungen haben ergeben, daß hauptsächlich die Menge des gefallenen Niederschlages für das Wachstum maßgebend ist, ganz besonders in solchen Gebieten, die an und für sich ziemlich trocken sind.

Auf die letzte Eiszeit folgte in Europa eine Periode kontinentalen Klimas. Die Winter waren kalt und rau, die Sommer wärmer als gegenwärtig. Die Niederschlagsmenge war gering. Es herrschten bei uns damals ähnliche Verhältnisse, wie etwa zur Zeit in Südwestrußland. Um das Jahr 4000 v. Chr. wurde das europäische Klima allmählich gemäßigter. Der Einfluß des Ozeans machte sich viel stärker bemerkbar. Es gab milde Winter, kühle Sommer, und reichliche Niederschläge. In Norwegen, Schweden, und selbst auf den Inseln des nördlichen Eismeer, Spitzbergen, Franz-Joseph-Land, Grönland usw., konnten damals eine Reihe von Pflanzen gedeihen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen in diesen Gegenden nicht existieren können. Darauf folgte eine Periode trockeneren Klimas, von mehr kontinentalem Charakter. Es kam in Westeuropa zur Entwicklung ausgedehnter Wälder, selbst an Stellen, die früher von Mooren bedeckt gewesen waren. Um 1800 v. Chr. beginnt wiederum eine Periode stärkerer Niederschläge, die bis etwa zum Jahre 500 n. Chr. dauerte, und die in den Jahren 450–250 v. Chr. ihren Höhepunkt erreichte. Es ist recht bemerkenswert, daß gerade in diese Periode die Blütezeit der griechisch-römischen Kultur fällt. Es liegt nahe, den Verfall derselben in Zusammenhang zu bringen mit der allmählichen Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse, die in Italien und Griechenland etwa vom Jahre 200 n. Chr. an einsetzte. Die Regenmenge wurde geringer, Flüsse, die früher das ganze Jahr hindurch Wasser geführt hatten, lösten sich im Sommer in einzelne Lachen auf, die Brutstätten für Moskitos bildeten. Dadurch wurden viele der Mittelmeergegenden von der Malaria heimgesucht. Viele Gebiete in Nordafrika, Kleinasien, Syrien und Persien waren während der klassischen Regenzeit dicht bewohnt von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung, Gegenden, in denen unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine so zahlreiche Menschenmenge nicht leben könnte. Besonders eindrucksvolle Zeugen des gänzlich veränderten Klimas sind die Ruinen von Palmyra und andere Städten in der syrischen Wüste. Man findet dort große Aquädukte, die diesen Städten gewaltige Mengen von Wasser zuführten. Die Quellen aber, aus denen einstmal das lebenspendende Maß geflossen ist, sind jetzt verlegt; selbst, wenn die Aquädukte noch völlig intakt wären, würde kein Tröpfchen Wasser mehr durch sie hindurchfließen.

Seit dem Jahre 500 n. Chr. sind einige kleinere Klimaschwankungen von den Bäumen registriert worden. Um 1000 war der Regenfall wiederum für einige Jahrzehnte etwas stärker, ein neues Maximum wurde in den Jahren 1350–1400 erreicht, darauf folgte ein leichtes Minimum gegen 1500, worauf sich allmählich die heutigen Verhältnisse einstellten.

Aus diesem kurzen Überblick ersehen wir, daß das Klima ziemlich beträchtlichen Schwankungen unterworfen war. Es traten Klimaperioden auf, deren Dauer Jahrzehnte und Jahrhunderte betrug. Seit dem Ende der letzten Eiszeit ist jedoch keine fortschreitende Klimaänderung in der einen oder anderen Richtung festzustellen gewesen.

Keinen wir nun zu den gegenwärtigen Verhältnissen zurück. Man macht sich in Laienkreisen mancherlei Gedanken über die in diesem Jahre etwas anormale Witterung. Verschiedene glauben, daß durch die vielen elektrischen Wellen, die seit der gewaltigen Entwicklung der Funkentelegraphie und des Radiowesens dauernd die Luft durchschwirren, die Atmosphäre ungünstig beeinflusst wird, und daß Gewitter, Regengüsse und Überschwemmungen dadurch verursacht werden. Andere hingegen meinen, daß die Entwaldung verschiedener Gebiete, die Trockenlegung von Mooren, kurz die Umgestaltung der Erdoberfläche durch Menschenhand schuld sei an den Katastrophen. Gewiß übt die Beschaffenheit der Erdoberfläche einen merklichen Einfluß auf das Wetter aus. Die Wetterkatastrophen treten aber in den verschiedensten Gebieten der Erde gleichzeitig auf, auch in Gegenden, die keine Umgestaltung durch Menschenhand erfahren haben. Also kann diese nicht die Ursache sein. Noch viel weniger aber kann

Den Radiowellen ein Einfluß auf das Wetter zugeschrieben werden. Die zur Erzeugung derselben angewendeten Kräfte stehen in gar keinem Verhältnis zu den umgekehrten Energiemengen, die in Wind und Wetter zur Auswirkung kommen.

Die wahren Ursachen der Klimawandlungen sind noch längst nicht mit Sicherheit erkannt. Es spricht aber sehr viel dafür, daß in erster Linie der Zustand der Sonne für das Klima maßgebend ist. Die Sonnenstrahlung ist ja fast die einzige Energiequelle, durch welche die gewaltige Wärmemaschine der Atmosphäre gespeist wird. Von der Menge des zugeführten Betriebsstoffes aber hängt das Arbeitstempo der Maschine ab. Intensivere Sonnenbestrahlungen zieht stärkere Verdunstung und ergiebiger Niederschläge nach sich. Leider existieren zuverlässige Beobachtungen über den Zustand der Sonne und die Zahl der Sonnenflecken erst seit wenigen Jahrhunderten, so daß es nicht möglich ist, die großen Klimawandlungen der Vergangenheit dazu in Beziehung zu setzen. Für die letzten 100—150 Jahre haben sich jedoch eine Reihe wichtiger Zusammenhänge zwischen Sonnentätigkeit und Wetter mit großer Sicherheit nachweisen lassen!

Das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

Mit dem 1. Oktober ist ein Gesetz in Kraft getreten, das von weittragender Bedeutung ist. Das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten greift so tief in das Eigenleben jedes einzelnen ein, legt solche Pflichten auf und gibt solche Rechte, daß deren Kenntnis für jeden wichtig ist, auch für den, der da glaubt, daß es ihn nicht berührt, nicht berühren könne. Mit diesem Gesetz hat der Gesetzgeber dem Staat, der Allgemeinheit weitreichende Eingriffe in die Willensfreiheit des einzelnen verliehen, im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung und von der Erwägung ausgehend, daß die Geschlechtskrankheiten nicht nur eine Gefahr für den einzelnen, sondern eine Gefährdung der Gemeinschaft, der Familie, des Nachwuchses darstellen.

Ein Übel kann man nur bekämpfen, wenn man es kennt, eine Gefahr nur vermeiden, wenn man sie sieht und weiß, woher sie kommt. In falscher Scham zückt die Augen senken, heißt Vogelstraußpolitik treiben; nur wenn man offen und rücksichtslos die Schäden aufdeckt, wird man vorwärts kommen. Die Geschlechtskrankheiten sind keine Strafe für Sünde, sind keine „unantastbare“ Krankheit, die dem Befallenen gesellschaftliche und berufliche Ächtung aufzwingt, sie sind eine Krankheit, die jeden treffen kann, außerhalb der Ehe und in der Ehe, durch Geschlechtsverkehr und, wenn auch seltener, ohne solchen. Es mußte mit dem Banne gebrochen werden, mit dem sie belegt sind; die Kenntnis dieser Seuche, mit der Tuberkulose und dem Krebs die verheerendste Geißel der Menschheit, mußte in alle Kreise getragen werden; es mußte jedem zur Pflicht gemacht werden, in seinem und ebenso im allgemeinen Interesse, sich nicht aus Leichtsinne oder aus Unerschrockenheit oder Unkenntnis sachkundiger Behandlung zu entziehen. Dazu war das marstreichende Kurpfuschertum, so viel bequemer auch dessen Behandlung manchmal sein mag, auszuscheiden. So kann das Übel bekämpft werden, so ist des neuen Gesetzes Wille.

Zur Einführung in das Gesetz bringen wir die folgenden zwei Aufsätze, die uns hervorragende Vertreter der sozialen Gesundheitspflege bereitwillig zur Verfügung stellten.

I.

Die Prostitutionsfrage.

Stadtmédizinalrat Prof. Dr. von Drigalski, Berlin.

Das neue K.-G. zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, so wenig scharf seine Einzelbestimmungen auch gefaßt sein mögen, bringt doch eine ganze Reihe von Neuerungen, die geradezu umwälzend wirken können, wenn es ganz richtig gehandhabt wird. Wie stand es bisher? Bisher war es nicht üblich, von Krankheiten zu sprechen, die unglücklicherweise das Höchste im menschlichen

Leben, das Liebesleben, vergiften können und deren Gefährlichkeit für unser Volk und für seine Zukunft weit größer ist als etwa die der gefährlichen Pest und der Cholera, weit erheblicher in E. auch als die der Tuberkulose. Wer es seit nunmehr Jahrzehnten erfahren hat, daß zwar ganz gut und einwandfrei auch sehr jugendliche Personen (abgehende Schüler und Schülerinnen von Volks- und Mittelschulen) über die Gefahren dieser Krankheit belehrt werden können — wie es z. B. seit 1908 auf meine Anregung bereits in Halle Jahr für Jahr geschah —, daß aber in Deutschland fast gar kein Gebrauch von dieser Möglichkeit gemacht und somit das Notwendigste vernachlässigt wurde, der begrißt das Gesetz aufs wärmste, selbst, wenn er Mängel an ihm findet. Das Gesetz macht heute zur öffentlichen Moral, was bisher in vielen Kreisen als das Gegenteil von Moral galt: es verpflichtet zur Aufklärung den behandelnden Arzt nicht nur, sondern alle diejenigen, die überhaupt mit der Bekämpfung zu tun haben. Dies ist etwas vollkommen Neues und der bisherigen Moral, die längst keine Moral mehr war, Entgegengesetztes. Wir verstehen es menschlich recht gut, wenn man gerade in ernsten, verantwortlich denkenden Kreisen die Vorgänge bei der menschlichen Paarung als eine heilige Handlung mit ehrwürdigen Schweigen ehren will. Es ist aber nicht unsere Schuld, daß praktisch nur auf dem Wege des Liebeslebens das schauerlichste Gift in die Menschen getragen wird, das es gibt. Mit grenzenloser Verlogenheit sind berufsmäßige Wahrheitsbekenner in der Literatur, wie die Naturalisten, an diesen Dingen vorübergegangen.

Das Gesetz macht zur öffentlichen Moral, daß jeder Anfertigungsverdächtige sich ärztlich behandeln lassen muß. Dazu ist es nötig, daß er von diesen Dingen überhaupt etwas weiß. — Das Gesetz macht endlich zur öffentlichen Moral den Schutz der Umgebung, einen der wichtigsten Grundsätze der Seuchenbekämpfung überhaupt. Das alles ist nicht möglich, wenn wir nicht in den weitesten Kreisen verstanden werden. Nur selten sieht der Gesetzgeber Straf- und Verfolgungsmöglichkeiten vor. Je mehr er sich aber an das Verständnis der Bevölkerung wendet, um so mehr wird zur Pflicht der Erkenntnis über diese Dinge, das Befolgen der Wahrheit. Wir haben längst gesehen, daß sie ohne jeden Schaden in einer Form, die durchaus nichts „Unpassendes“ an sich hat, selbst an ziemlich junge Leute herangebracht werden kann. Es ist gut, daß das Gesetz einen grundsätzlichen Umschwung bringt, denn das Schweigen war längst kein heiliges Schweigen mehr, sondern ein Vergehen gegen diejenigen, deren Gefährdung wir nicht ohne weiteres verhüten konnten, und allzuoft hat uns die Frage in den Ohren geklungen: „Warum habt Ihr uns davon nichts gesagt?“

Das Gesetz schafft einen Zwang ab, nämlich den der polizeilichen Kontrolle für die Prostituierten, die sogenannte Reglementierung. Man kann durchaus im Zweifel sein, ob nicht der Fortfall einer strengen Überwachung die schwersten Schädigungen mit sich bringen muß. Es fällt aber nur eine Form der Überwachung fort, von der man auch in den bisher zuständigen Kreisen zugibt, daß sie eine Sicherheit nicht schaffen konnte und nicht schuf; denn die geheimen, bisher nicht überwachten Prostituierten waren die allergefährlichsten, und die verhältnismäßig seltenen Untersuchungen der Eingeschriebenen gaben keinerlei Sicherheit, wohl aber konnten sie bei der Klientel dieser Mädchen eine ganz falsche und schädliche Vorstellung gewährleisten. Im Grunde genommen wird aber die Überwachung keineswegs aufgehoben, sondern es wird und zwar zum erstenmal in der Geschichte der deutschen Gesetzgebung verantwortungsfähigen

Sachleuten, Ärzten, die Verantwortung übertragen, und die Verantwortlichkeit wird auch auf die in Betracht kommenden, der Anstaltung ausgesetzten Kreise der Bevölkerung übertragen. Zweierlei Recht gibt es nicht mehr, das Gesetz gilt für den Mann wie für die Frau.

Ich verstehe durchaus, wenn jemand hier pessimistisch sagt: ohne Zwang geht es bei solchen leichtfertigen Menschen nicht, mit einer zu milden Form vorwiegend ärztlicher Überwachung wird wenig zu erreichen sein. Ein solcher Pessimismus ist aber nicht gerechtfertigt, wenn gut gearbeitet wird. Wir haben für diese Anschauung auch schon einen experimentellen Nachweis, der möglicherweise nicht ganz ohne Einfluß auf den Gesetzgeber geblieben ist. Während des Krieges ist in der Millionenstadt Brüssel ein ganz ähnliches Verfahren schon durchgeführt worden. Die betreffenden Frauen wurden unentgeltlich ärztlich untersucht, im Erkrankungsfall auf einer sehr guten Krankenabteilung behandelt und zur regelmäßigen Gesundheitsvorstellung angehalten. Nur selten bedurfte es polizeilichen Zugriffs; die Mehrzahl kam pünktlich und eine ganze Anzahl von gefährdeten Mädchen unterwarf sich freiwillig einer regelmäßigen Untersuchung durch die ärztliche Stelle. Es trat das Gegenteil von dem ein, was sachverständige Landesbeamte vorausgesagt hatten; dieses auf Vertrauen und einem gewissen Verständnis aufgebaute System bewährte sich recht gut, die Zahl der Erkrankungen sank ganz außerordentlich (um fast 75 Prozent!). Das beweist gewiß nicht, daß alle durch die ärztliche Kontrolle erreicht worden war; denn man hatte einen großen Teil der eigentlichen Einwohner, die Seeresangehörigen, fest in der Hand. Es beweist aber, daß ein solches Verfahren durchführbar ist, und daß man sich bei ihm nicht schlechter steht als bei dem früheren, sondern offenbar nicht unerheblich besser.

Sicherlich werden zunächst sich Lücken bemerkbar machen, Weiterarbeiten und -ausbau bleibt notwendig; aber die Selbstverpflichtungen, die so oft schon auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege glückliche Initiative zeigten und Erfolge sahen, werden sich dieser Notwendigkeit nicht verweigern. Ich glaube, daß in absehbarer Zeit der Dezernent unserer Verwaltung, auf dem in den letzten Wochen eine ganz ungeheure Arbeitslast gelegen hat und dem in der Hauptsache die ganze Durchführung der jetzigen Überleitungsorganisation zu verdanken ist, Abteilungsleiter Dr. Schwägers, es erleben wird, daß man die heutigen Zweifel nicht mehr recht versteht. An sich ist ja keine Krankheit so leicht ausrottbar, wie die Syphilis und die Gonorrhoe. Haben die Frauen erst einmal begriffen, daß diese Krankheit, in ihren Anfängen übersehen, nur allzu leicht zu lebenslänglichen Leiden und Siechtum führen kann, daß sie, die Frauen es sind, die wieder einmal Leichtsinne und Unkenntnis anderer mit jähbarer körperlicher Verwüstung bezahlen müssen, so werden sie mehr und mehr sich dem bisherigen „Gehelassen“ entgegenstemmen. Den Epidemiologen lehrt lange Erfahrung, daß alle unsere Maßnahmen lächerlich sind, daß aber trotzdem fast jede Seuche bereitwillig zurückgeht, wenn man ihr ernsthaft zu Leibe geht. Die heutigen Hilfsmittel geben uns ganz andere Waffen gegen die Geschlechtskrankheiten in die Hand, als wir sie früher besaßen, und daher glaube ich, daß die innere ärztliche Empfindung nicht trügt, wenn ich sage, daß in absehbarer Zeit das heutige schauerliche Übel an unserem Volkskörper stark abgedämmt sein und auch einmal verschwinden wird in unserem Lande, je mehr sich wahre Kultur wiederherstellt und ausbreitet.

Karlsruher Konzerte

Der Instrumentalverein, schon immer ein eifriger Propagandist der badischen Musik, widmete den Mittelteil seines 71. Stiftungsfestes abermals zwei heimischen Tonkünstlern. Von dem seit Jahrzehnten hier in Karlsruhe ansässigen und auch als Musikschriftsteller lange Zeit schon tätigen Ludwig Keller, kamen ein Cellokonzert sowie zwei Lieder zur Aufführung. In diesen Fällen stützte sich also das Programm auf einen bereits anerkannten Namen, zu dessen Würdigung man gewiß nichts Neues sagt, wenn man ihn wiederum jenen Reihen, aber echten Talenten zurechnet, die in der Hauptsache von der Klassik und Romantik gehen. So ist das Cellokonzert insbesondere ein illustrierendes Beispiel gediegener Nachempfindung. Es könnte zwischen Mendelssohn und Brahms entstanden sein, selbst wenn seine Niederschrift, wie man mir versichert, kaum ein Jahr zurückdatiert. Ähnlich ist mit den Liedern. Auch bei ihnen färbt ein Stich ins Volksliedmäßige die Romantik Kellers nicht unvorteilhaft, ein sentimental süßlicher Zug in der Art Hildbachs muß indessen heute zuweilen doch erhebliche Bedenken erregen. Für die drei Lieder des Cellokonzerts setzte sich Willi Geer mit recht annehmbarer Technik ein; den Liedern verhalf Rudolf Maly-Wottas Bariton, der ihren melodischen Fluß süßlich herausarbeitete, ebenfalls zu einem passablen Erfolg. Als zweite Neuheit brachte das Konzert weiterhin einen zu sehr in die Breite geratenen Walzer für neun Soloinstrumente von Hermann Bauer. Es ist amüsante Unterhaltungsmusik im Stile von Johann Strauß und Joseph Lanner, jedoch ohne das dazu gehörige Tiefenfundament aufzuweisen. Mit der Umrahmung durch Webers „Peter Schmall“-Ouvertüre und den III. Satz aus Mendelssohns A-Moll-Sinfonie (der schottischen) wahrte Musikdirektor Theodor Manz dem Abend ungefähr die ihm gemäße stilistische Linie. Der Ausführung merkte man freilich da und dort an, daß verschiedene frische Kräfte für die zu erledigenden Aufgaben noch nicht genügend geschult sind.

Einer stattlichen Reihe Karlsruher Komponisten hatte gleichfalls die Konföria in ihrem Festkonzert, das sie anlässlich des 52. Stiftungsfestes gab, ziemlich viel Platz eingeräumt. Da ich selbst beruflich verhindert war, das Konzert zu besuchen, vermag ich zwar nur kurz nach den Mitteilungen meines Vertre-

ters darüber zu berichten. Es kann aber auch wohl genügen, auf Namen wie Ludwig Baumann und Franz Philipp wieder einmal hinzuweisen, um zu wissen, daß wir in beiden tüchtige Chorcomponisten besitzen. Der städtische Männerchor zeigte gerade bei ihren Schöpfungen, wie man mir versichert, unter seinem Leiter Heinrich Lehner sehr beachtliches Können. Einen nicht minder starken Erfolg erlangt sich Robert Bus später mit Liedern von Knierer, Philipp, Kufner und Steidel. Aus der übrigen Vortragsfolge noch hervorzuheben wäre die Mitwirkung eines Vierterquartetts des Landesballettschaffers, das zwei gefällige Werke von Klughard und Blumer ausgewählt hatte.

Bücheranzeigen

Theodor Däubler: Bestirungen. Romane. 1. und 2. Band. (Horen-Verlag, Berlin-Grünwald.) — In diesen Erzählungen, für die der Begriff Romane viel zu eng erscheint, berichtet Theodor Däubler über Erlebnisse seiner Kindheit und seiner Pariser Jahre. Er berichtet, und das will sagen, er gestaltet nicht. Einfach, wie sie in seiner Erinnerung aufsteigen, reißt er in „Sora Maddalena“ mehr oder minder gescheiterte Begegnisse aneinander, die immer auf die Figur einer alten, jugendlichen, doch nicht unangenehm herenhaften Kinderfrau Bezug haben. Im Namen dieser Person, die nach ihrem Tode als Wucherin entlarvt wird, erlebt der Knabe Theodor mit seiner Schwester allerlei Geschehnisse, die zwar zuerst ängstigen, mit der Zeit aber ihrer kindlichen Form und ihres regelmäßigen Erscheinens wegen das Gruselige verlieren; und schließlich macht sich der soliderart erfahrene Knabe selbst den Spatz zu fressen. Das alles ist in dem etwas spröden Deutsch der Däublerschen Prosa, doch mit jener Unbestimmtheit erzählt, die nur durch ein konkretes, unerbessenes Erleben gerechtfertigt wird. „Eine ungeschickte Hege“ nennt der Dichter jene Pariser Bildhauerin, die ihn und einen jungen italienischen Literaten, da sie hungrig und obdachlos waren, zu medialen Experimenten auszunutzen suchte, sie hungrig und stieren ließ in dem gewöhnlichen Unterschlupf und am Ende wieder auf die Straße setzte, als ihre Erwartungen enttäuscht wurden. Auch hier bildet die persönliche Erinnerung

des Verfassers das für die Bewertung der Geschichte ausschlaggebende Moment. Solche Bücher lesen sich immer angenehm, weil sie den Wiederhaller geliebten Lebens aufklingen lassen, und weil dieser Wiederhall oft stärker ist als ein Zeugnis der Einbildungskraft. Willi Scheller.

Reclam: „Praktisches Wissen“. Herausgegeben unter Mitarbeit erster Fachgelehrter. 800 Seiten Text, 948 einfarbige und bunte Textbilder, 16 Seiten Atlas, 16 farbige Tafeln, 8 Kupferstichtafeln, 2 Doppeltafeln, XII Seiten Inhaltsverzeichnis, 16 Seiten Namen- und Sachregister. Preis: In Halbleber gebunden 20. M. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Endlich ein Werk, das lebendiges Wissen bringt und als Vorbild bezeichnet werden muß. Nur ein Verlag wie Philipp Reclam jun., der durch seine hundertjährige Kulturtradition und seine in der Welt einzig dastehende Leistung, die „Universal-Bibliothek“, bekannt ist, vermochte ein Werk zu schaffen, wie das vorliegende, das inhaltlich und gleichzeitig billig ist. Hier ist ein Weg gezeigt, wie man zu den reichen und lebendigen Quellen des Wissens gelangen kann, ohne toten Ballast oder trodne, pedantische Einzelforschung in den Kauf nehmen zu müssen. Sachleute von Welttruf haben populär geschriebene Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens beigeleuert, so daß ein Weltbild von strahlender Klarheit und Eindringlichkeit entsteht. Ob Geographie oder Sport, Elektrizität oder Photographie, Rechtspflege, Kaufmannsleben oder Medizin, Mundfunk oder Auto, Hundsrassen oder Schafzucht, Heim und Garten oder Küche — über hundertelei Gebiete findet man hier ausschlußreiche Erkenntnisse, die man sofort praktisch verwenden kann. Für die reifere Jugend gibt es kaum ein schöneres Geschenkbuch, wie dieses glänzende Werk, das mit beinahe 1000 Abbildungen und vorzüglichen geographischen Karten ausgestattet ist. Mit der Herausgabe dieses Wertes hat sich der berühmte Leipziger Verlag ein hohes Kulturverdienst erworben. Reclams „Praktisches Wissen“ ist ein Lesebuch und Nachschlagewerk im besten Sinne des Wortes, dem die größte Verbreitung sicher ist. Abesall, wo Deutsch verstanden wird, wird das Werk mit Freuden begrüßt werden. Der Preis (20 M.) ist bei der Fülle des Dargebotenen und der glänzenden Ausstattung — Halbleberband, großes Lexikonformat — überraschend wohlfeil.